

Dabei hat Kulturfilmproduzent Erich Menzel selbst nicht nötig, so stark die Untergangsschmalzei zu blasen. Der Alleinhhaber des „Instituts für wissenschaftliche Filme“ kämpft von wirtschaftlich stabiler Basis aus.

Er hat einen arbeitsfähigen Apparat mit eigenem Atelier und allem Zubehör von der modernen Trickfilmkamera bis zum LKW. Dazu eine eingearbeitete Mannschaft, die er sich gleich nach 1945 in Erlangen zusammenfischte. Am Anfang half die Universität mit ein paar Räumen aus. Daher der Name „Institut“.

Sein Lehrmeister war Walter Rüttmann, der Ufa-Pionier — „hier darf man das Wort einmal gebrauchen“. Unter ihm drehte Menzel als Kameramann eine Serie Städtefilme. Als sich Goebbels nach dem Polenfeldzug der Städtefilmer bedienen wollte, um das „Urdeutsche“ in polnischen Städten filmisch zu dokumentieren, scherte Menzel aus. Er umging seine UK-Stellung und landete bei der Filmstelle der Militärärztlichen Akademie.

Beim Aisne-Uebergang im Juni 1940 drehte er seinen ersten Lehrfilm für Sanitäter, ganz realistisch, mit Sterbenden und Verwundeten. Ergebnis: 14 Ohnmachtsanfälle bei der Vorführung vor ausgewähltem Publikum. Der Film durfte unteren Dienstgraden nicht gezeigt werden. Er sei zu wenig frontfreudig, hieß es.

In Kliniksälen drehte Menzel vier Farbfilme über hirnchirurgische Musteroperationen. Rechtzeitig vor dem Zusammenbruch verlagerte er seine Filmstelle. Frau, Kind und Hund nach Erlangen.

1945 wollte er mit neuem Schwung anfangen. Die Amerikaner winkten ab. Menzel wurde Kinopächter. Den Aufbau des Instituts betrieb er im stillen.

Als die Währungsreform kam, wandelte sich der Kinopächter in einen lizenzierten Kulturfilm-Produzenten. Seine ersten fünf Filme waren schnell auf dem Markt. Heute sind es 31.

Menzel schwebt bei seinen Filmen eine Synthese zwischen dem Ufa-Kulturfilm und seinen wissenschaftlichen Kriegsfilmern vor. Er selbst definiert: „Das Exakte zum allgemeinverständlichen Symbol erheben, ohne unexakt zu werden.“

Er geht immer optisch von einem wissenschaftlich greifbaren und erklärbaren Vorgang aus, entwickelt die Möglichkeiten, zieht Vergleiche, versucht das Abstrakte den Zuschauern optisch verständlich zu machen. Musterbeispiel: „Griff nach dem Atom“ (s. SPIEGEL Nr. 39/1949)

Menzels finanzielles Erfolgsrezept ist kein Geheimnis. Er dreht Auftragsfilme für die Industrie. Mercedes und Shell gehören zu seinen Kunden. Für Shell drehte er seit Kriegsende drei Filme.

Der erste, „Oel der Erde“, ein Lehrfilm, schildert die Geschichte der Oelgewinnung. Der zweite, „Das Werk lebt“, ist ein Werkfilm um den Wiederaufbau der Oelraffinerien in Nachkriegsdeutschland.

Der dritte, „Ueber alle Zeiten“, hat thematisch nichts mit Oel zu tun. Er ist die erste umfassende filmische Bestandsaufnahme der deutschen Kunstbauten und Denkmäler, die den zweiten Weltkrieg überdauerten. Kenner halten diesen Film für den aussichtsreichsten unter den 17 deutschen Kulturfilmen auf der Biennale.

Als er kürzlich als einziger Kulturfilmsprecher mit den „großen Brüdern“ vom Spielfilm tagte, fragte ihn „camera“-Chef Joachim Matthes halb scherzhaft: „Wieviel Schulden sitzen hier mit Ihnen um den Tisch?“ Menzel wurde mitteilend belächelt, als er fünf Millionen schätzte.

Und der Chef des „Instituts für wissenschaftliche Filme“ wurde ungläubig belächelt, als er gestand, er selbst habe überhaupt keine Schulden.

FESTSPIELE

EULENSPIEGEL

Der alte Herr lebt noch

Möllns Bürger müssen pappimitierte Stadttore passieren, wenn sie ins Rathaus wollen. Mit ihnen wurde der 600jährige Backsteinbau als stillechte Freilichtkulisse garniert, für die „Festspiele des Nordens“, das Möllner Eulenspiegel-Spiel. Bürgerschaftsvorsteher Rudolf Marcellus Michelsen (63, CDU-Parteibuch, Getreidegroßhändler, Präsident dieser Berufsorganisation) möchte nämlich seine lauenburgische 16 000-Seelen-Stadt Mölln zum „geistvoll - humorigen Oberammergau“ machen.

In Mölln ist Eulenspiegel 1350 gestorben. Nicht umsonst. Heute noch verzeihen die Möllner sich ihre kleinen und großen Unzulänglichkeiten verständlich lächelnd mit einem „He lewet noch, de oole Herr!“ Er lebt noch, der alte Herr.

R. M. Michelsen wollte ihn leibhaftig in Möllns Mauern haben. Durch ein alljähr-



Auf schwarze Flecke getippt
Eulenspiegel 1950: Günther Lüders

lich wiederkehrendes Festspiel. Er fuhr nach Oberstdorf zu Carl Zuckmayer, und der war bereit, den Festspiel-Autor zu machen. Unter Vorbehalt: „Es muß mich anwehen.“

Als Zuckmayer Weihnachten 49 erkrankte, hatte es noch nicht geweht. Michelsen sah für die 600-Jahr-Festspielwoche schwarz, weil Zuckmayer telegraphierte, er werde vermutlich erst zur Tausendjahrfeier fertig.

Der Eulenspiegel-Stadtvater überlegte. „Dann ein Gäste-anziehender Hauptdarsteller!“ Telegramm an Günther Lüders, Städtische Bühnen Düsseldorf: „Uebernehmen Sie Eulenspiegelrolle?“ Am nächsten Morgen war das gekabelte Ja da.

Das Angebot hatte in eine weiche Seelenstelle Lüders' geiekt. Schon vor sechzehn Jahren vertraute der damalige „Etappenhasen-Held“ seiner Schwester in Lübeck

als Zukunftswunsch an: „Ich möchte einmal Till Eulenspiegel spielen.“

Weisenborn und andere Autoren, die sich bisher an dem niederdeutschen Volksnarren dramatisch versuchten, entsprachen nicht der Lüderschen Auffassung. Für ihn ist Eulenspiegel das, was die Sagen überliefern. Ähnlich wie Shakespeares Narren, aber doch nicht genau so. Nicht Narr eines Herrschers, sondern des Mannes auf der Straße.

„Einen Einsamen in der Masse“, wollte Lüders, „der einen schwarzen Fleck sieht, darauf tippt und, wenn man das nicht fühlt, züsticht und sagt: Ein Loch hat jeder, aber darauf aufmerksam gemacht sein und trotzdem darauf stinken, das darf man nicht.“

Den Autor für solch eine Eulenspiegel-Auffassung hatte Lüders am direkten Düsseldorfer Draht. Den 36jährigen Wolf von Niebelschütz, den Dichter des umfangreichen Romans von „Blauen Kammerherrn“ (siehe Spiegel Nr. 31/49). Nachts um 1 Uhr rief Günther Lüders den Freund von der Fatty-Künstlerbar aus an.

Obwohl bei Niebelschütz „nachts um 1 Uhr Vormittag ist“, war ihm bei diesem Telefonat nicht ganz wohl. „Ich mußte frech schwindeln“ — nämlich daß ihm der Eulenspiegelstoff ein Begriff sei. Es war ihm keiner. Bis er das Volksbuch von 1515 durchgeackert hatte.

„Die Historien sind absolut undramatisch“, fand er und war davon noch überzeugt, als er auf Möllner Stadtsäckelkosten drei Tage lang örtliche Inspirationsluft geschnuppert hatte. Am vierten Tag wirkte sie. „Ich hab's!“ Damit fuhr er ab.

Dann knotete Wolf von Niebelschütz zwölf Nächte lang Historie an Historie auf den roten Faden: Till Eulenspiegels. Wahl zum Bürgermeister und sein Tod im Arm der Mutter. In 2000 ungeremten Versen. Ungewollt symbolhaft: Ein ganzes Leben ist vor Gott nur ein Tag. Eine Komödie in einem Aufzug.

Aus diesem einen 135-Minuten-Aufzug mit Vorspiel und Epilog können nun täglich 900 Festspielgäste auf Schmalzpurholzbanken vor dem Möllner Rathaus Eulenspiegel-Lebensweisheit im Konzentrat ziehen („Witz ist Mut vor Gott, vor den Menschen und vor sich selber“). Mit einigen Textlängen, im Kraftton des 14. Jahrhunderts.

Wolf von Niebelschütz hatte, schon auf Obersekunda gelernt, daß dies eine der rauhesten Zeiten war, und erkannte: „Eulenspiegel war ein waschechter derber Kerl seines Jahrhunderts“. Also: „Mußte ausgesprochen werden, was heute Schweinerei sein könnte, wenn es nicht als dramaturgisch notwendig verfädelte wäre.“

Wolf von Niebelschütz verfädelte dramaturgisch die herzhaftesten Ausdrücke, er vermied genau, sie reißerisch aufzupropfen. Deshalb konnten selbst die Uraufführungs-Repräsentationsgäste lachen. Manchmal wurde auch geschwiegen. Denn es wurden Wahrheiten gesagt.

Diesen Eulenspiegel hat von Niebelschütz Freund Lüders auf den Leib geschrieben. Und ihn daran gebunden: „Er darf nur von Lüders gespielt werden.“

Lüders hatte sich mit Textbuch und Gründgens-Oberspielleiter Ulrich Erfurth in Richtung Flensburg auf Urlaub abgesetzt. Bei Segelfahrten auf der Flensburger Förde studierten sie gemeinsam den tief sinnigen Schalk — „die ersehnte Rolle meines Lebens“ sagte Lüders.

Elf Laien-Partien wurden mit Möllner Bürgern besetzt. Mit ihnen, einigen Dutzend mittelalterlich kostümierten, ortsanässigen Volksschergen, der Massenkomparserie und den sechs Bühnen-Professionals wurde acht Tage lang auf und vor Möllns Rathausstufen geprobt.



Zufällige Aehnlichkeit
Bronze auf dem Amtstisch

Auf dem guten, alten, buckligen Kopfsteinpflaster des Rathausmarktes verknackste Günther Lüders sich den Fuß. Er war trotzdem der leibhaftige Eulenspiegel 1950, von Beifall umrauscht. Für Bürgerschaftsvorsteher Rudolf Marcellus Michelsen war das ein schönes Pflaster auf die wundete Seele.

Er hat 37 000 DM Festspielkosten zu verschmerzen. Von der Kultusminister-vakanten schleswig-holsteinischen Landesregierung hatte Mölln einen Zuschuß erwartet. Finanzminister Professor Gülich machte ganze 2000 DM für die „Festspiele des Nordens“ locker.

36 000 DM legten Möllns Geschäftsleute auf den Spendentisch. Davon sind schon 6000 DM für Bildhauer Karl Heinz Gaedke Eulenspiegel-Brunnen abgezweigt. Der soll im September festlich enthüllt werden. Bis dahin sitzt der bronzene Eulenspiegel in einem Rathauszimmer respektlos auf einem Amtstisch. Er hat, von Bildhauer Gaedke unbeabsichtigt, etwas Aehnlichkeit mit Günther Lüders.

BAYREUTH

Wer kann das wissen?

Friedelind Wagner packt ihre Koffer. Die Enkelin Richard Wagners reist von New York, wo sie seit 1940 lebt, nach dem Nahen Osten. In Israel und Aegypten, vielleicht auch noch in anderen Staaten des östlichen Mittelmeeres, wird sie Vorlesungen über Richard Wagner halten.

Sie hat sich erst spät für diese Tournee verpflichtet, ursprünglich wollte sie nach Europa reisen. Friedelind wollte jene Manuskript-Partituren Richard Wagners ausfindig machen, die 1939 in Hitlers Besitz gekommen sein sollen.*

Kurz vor Antritt ihrer Reise erfuhr Friedelind, daß ihre Suche gegenstandslos sein würde. Nach dieser neuesten Nach-

*) Carleton Smith, der Direktor der New Yorker National Arts Foundation, unternahm im vergangenen und in diesem Jahr Suchreisen durch verschiedene europäische Länder, um neben verschiedenen Original-Partituren von Beethoven, Mozart und anderen Komponisten auch solche von Richard Wagner aufzufinden. Anfang September 1949 entdeckte er in einem tschechoslowakischen Schloß 130 Richard-Wagner-Manuskripte: die hauptsächlich gesuchten waren nicht darunter. Smith vermutet sie in der ihm verschlossenen sowjetischen Zone.

richt soll Hitler die fraglichen Manuskripte niemals erhalten haben.

Friedelinds bisherige Vermutung — die auch Carleton Smith teilte —, die Wagner-Manuskripte müßten sich in einem etwaigen Hitler-Nachlaß befunden haben, stützten sich auf CIC-Informationen. Und CIC hatte diese Informationen von Winifred Wagner, Friedelinds Mutter.

1945 wurde Winifred Wagner, die Schwiegertochter des Komponisten und Hüterin des Hauses Wahnfried, von einem Offizier des US-Abwehrrdienstes, John H. Lichtblau, einem geborenen Oesterreicher, verhört. Das Ergebnis war, nach Lichtblaus eigenen Aussagen, recht mager. Daß Hitler öfters im Hause Wahnfried zu Gast gewesen war, wußte man. Einen politischen Einfluß hatte Frau Winifred nie ausgeübt.

Bei dieser Vernehmung überreichte ihm Winifred Wagner eine Liste von Manuskripten, die sie 1939 einer Gruppe von deutschen Schwerindustriellen verkauft hatte. Die Industriellen hatten die Wagner-Handschriften Hitler zu seinem 50. Geburtstag (20. April 1939) geschenkt. Diese Manuskripte seien nie mehr aufgefunden worden.

Der Abwehrrdienst der USA-Armee war indes gar nicht an Wagner-Manuskripten interessiert und überließ die Liste Mr. Lichtblau; gewissermaßen als Andenken. Nach New York zurückgekehrt, suchte der ehemalige Offizier Friedelind Wagner und übergab ihr das Verzeichnis. Demnach waren folgende Handschriften in den Besitz Hitlers gelangt:

- Die Original-Partituren der ersten drei Opern Wagners: „Die Feen“, „Das Liebesverbot“ und „Rienzi“.
- Reinschriften der Partituren von „Rheingold“ und „Walküre“ von der Hand Wagners.
- Eine Reinschrift des 2. Aktes von „Siegfried“ von Wagners Hand.
- Eigenhändige Orchester-Skizzen des 2. Aktes von „Götterdämmerung“ und „Der Fliegende Holländer“.
- Eine Kopie des Vorspiels und des 1. Aktes von „Götterdämmerung“ in der Handschrift Hans Richters, des Dirigenten und Wagner-Jüngers.
- Eine Kopie des 3. Aktes von „Götterdämmerung“. Kopist unbekannt.

Das war natürlich das Richtige für die streitbare Wagner-Enkelin. Friedelind hat von ihrem Großvater nicht nur den Gesichtsschnitt mit der auffallend langen Nase geerbt, sondern auch sein oft schwer zu bändigendes Temperament.

Sie war immer ein Außenseiter der Familie. Wegen Zerwürfnissen mit ihrer Mutter ging sie 1939 in die Schweiz, 1940 nach England und dann, mit Hilfe Toscaninis, nach Amerika, nach New York.

Hier wohnt sie in einem billigen Wohnviertel in der 73. Straße, auf der Westseite der Stadt, in einer vom kleinen Mittelstand bevölkerten Gegend. Friedelind ist vermögenslos, ihren Unterhalt bestreitet sie durch Vorträge in Vereinen, an Volkshochschulen und häufig auch im Radio. Der Name ihres Großvaters öffnet ihr viele Türen.

Von ihrem anspruchsvollen Plan, eine Operntruppe ins Leben zu rufen und Musikdramen (nicht ausschließlich von Richard Wagner übrigens) in deutscher und englischer Sprache aufzuführen, mußte sie ablassen. Sie konnte das nötige Geld nicht aufreiben.

Dafür beliefert sie die New Yorker Presse ausreichend mit Wagner-Nachrichten. Zuletzt betrafen sie meist die übrigen Mitglieder der Familie in Bayreuth. So hieß es erst kürzlich, Anfang Juni, in einer Zuschrift an die Zeitungen:

„Meine Geschwister beabsichtigen, weitere Originalhandschriften Richard Wagners zu veräußern, um mit deren Ertrag die Bayreuther Festspiele zu finanzieren. Ein solcher Verkauf ist nach dem Testament meines Großvaters nur zulässig und rechtsgültig, wenn ihm alle vier Enkelkinder zustimmen.“

„Solange ich lebe, werde ich eine solche Zustimmung nicht geben. Meine Mutter Winifred Wagner ist nur lebenslängliche Treuhänderin des Erbes Richard Wagners und hat kein Recht, über die Partituren und sonstigen Handschriften zu verfügen.“

Die Beziehungen zwischen Friedelind und ihrer Mutter sind, trotz der weiten Entfernung, noch immer äußerst gespannt. Friedelinds Erinnerungsbuch „Nacht über Bayreuth“, nach dem Kriege erschienen, zeugt davon ebenso sehr wie für Friedelinds glühende Liebe und Verehrung für ihren Vater Siegfried.

Zur Frage einer Wiederbelebung der Bayreuther Festspielidee nahm Friedelind 1947 Stellung. „Man hat mich offiziell aufgefordert, die Festspiele wieder zu eröffnen. Wir Kinder sind gemeinsam die Erben, während meine Mutter, gemäß dem Testament meines Vaters, nur Vorerbin-



Mit Hilfe Toscaninis
Erbin Friedelind Wagner

ist. Man hat übrigens auch den Versuch der Enteignung gemacht: aber die Rechtsgrundlage ließ zum Glück eine solche Manipulation nicht zu.

„Nach Lage der Dinge betrachtet man mich als die einzige, die die künstlerische Erbschaft meines Großvaters antreten könnte. Mein ganzes Leben wußte ich, daß ich eines Tages die Last der Weiterführung der Festspiele auf mich zu nehmen hätte.“

„Ich bin jetzt wohl auch die einzige, die von den entscheidenden Instanzen anerkannt würde. Wann aber der Zeitpunkt der Wiedereröffnung kommen wird, wer kann das wissen? Vielleicht in zehn Jahren...“

Inzwischen haben ihre Brüder Wolfgang und Wieland die Vorarbeit aufgenommen, um die Bayreuther Festspiele 1951 wieder fortzuführen. Eben gegen diese Absicht wendete sich Friedelind in der zitierten Presseveröffentlichung.

Um ihren Widerstand gegen eine Veräußerung der Wagner-Manuskripte zu er-